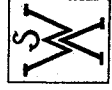


Paul Zech

Der schwarze Baal
Novellen

Herausgegeben und mit
einem Nachwort von
Matias Martínez



*Paul Zech (1913), nach einer Zeichnung von Ludwig Meidner
reproduziert mit der freundlichen Genehmigung
von David Meidner, Kibbutz Shluchot, Israel*

Nachwort

“DER ZECH. So heißt ein in Kohlenbergwerken lebender Höhlenkäfer, wo er das einförmige Geräusch der Spitzhacke mit seinem guten Takte begleitet. In den belgischen Gruben nannten die dortigen Leute den Zech auch Verhaeren.” Als Franz Blei 1922 in seinem “Großen Bestiarium der modernen Literatur” den Schriftsteller Paul Zech karikierte, konnte er voraussetzen, daß seine Leser die Anspielung auf Zechs charakteristisches Thema verstanden. Wie kein anderer in Deutschland galt Zech Anfang der zwanziger Jahre als Dichter der industriellen Arbeitswelt, besonders des Bergbaus. Doch seine literarische Laufbahn ist durch die nationalsozialistische Herrschaft unterbrochen, die Wirkung des Werks nachhaltig gestört worden. Heute ist er aus dem allgemeinen literarischen Bewußtsein fast verschwunden und, wenn überhaupt, eher durch Neuveröffentlichungen des späteren Exilwerks bekannt.

Über Zechs Leben ist nicht viel bekannt. Das wenige, was man aus erhaltenen Briefen, Dokumenten und anderen Materialien erfahren kann, ist zudem von ungewisser Zuverlässigkeit, da Zech selbst oft falsche oder widersprüchliche biographische Angaben gemacht hat. Allerdings sind in diesem Fall gerade auch die erfundenen oder

verschwiegenen Dinge von besonderem Interesse — ein Umstand, von dem noch zu sprechen sein wird.¹

Geboren wurde Zech am 19. Februar 1881 in der westpreußischen Kleinstadt Briesen bei Thorn. Er war das älteste von fünf Kindern rheinisch-westfälischer Eltern, die vorübergehend die Heimat verlassen hatten. Als Beruf des Vaters hat Zech später meist Schullehrer, manchmal auch Seilermeister angegeben. Prägender als der westpreußische Geburtsort wurde für ihn die Umgebung, in der er aufwuchs: Sauerland und Ruhrgebiet. Seit seinem zweiten oder vierten Lebensjahr lebte er getrennt von der Familie bei einem Großvater und bei anderen Verwandten an verschiedenen Orten, in Soest, Remscheid, Bottrop, Lüdenscheid und vor allem in Elberfeld, dem späteren Stadtteil Wuppertals.

¹ Die besten biographischen Angaben findet man in Brigitte Pohls Dissertation von 1977 und, für die Exilzeit, in Arnold Spittas Buch über Zechs Exilwerk. Dennoch bleiben große Lücken zu füllen. Besonders wenig weiß man über Zechs Leben bis zum Ersten Weltkrieg, also über die Zeit, in der er die Novellen des "Schwarzen Baal" schrieb. Daher schien es nützlich, in diesem Nachwort auch bislang unveröffentlichtes Material aus Briefen und anderen Dokumenten mitzuteilen. Solche Zitate sind im Anhang mit Nachweis ihres Aufbewahrungsortes unter dem Namen der Empfänger oder Autoren erfaßt. Alternativorts bereits veröffentlichte Briefe werden nur dann nach dem Manuskript zitiert, wenn der Abdruck fehlerhaft war. Alle sonstigen Literaturhinweise sind ebenfalls im Anhang vollständig nachgewiesen.

Zech hat im nachhinein immer wieder seine Herkunft aus dem Rheinisch-Westfälischen betont und ihm große Bedeutung für seine literarische Entwicklung zugeschrieben. "Künstlerisch gab mir das Rheinisch-Industrielle den Grund. Stärker aber noch liegt mir das westfälisch-Verkrochene (von der Mutter her) im Blut. Ich glaube, daß ich davon nie loskommen werde." (An Herbert Saekel, 12. 1. 1920) Ebenso charakteristisch für Zechs Werk wie für seine Person ist die hier angedeutete Zusammenstellung und Entgegensetzung von moderner Industriegesellschaft und bäuerlicher Arbeitswelt, von Stadt und Land, Technik und Natur, Zweckrationalität und mythisch "Verkrochenem". Gerade im Hinblick auf die dämonischen Elemente im "Schwarzen Baal" ist es interessant, daß Zech Heimat und Herkunft oft mit irrationalen, phantastischen Zügen versehen hat. In der Einleitung zu seiner Ausgabe von Christian Dietrich Grabbes dramatischen Werken beschreibt Zech "die besondere psychische Schwere der westfälischen Erde. Ihr entströmen eigentümliche Kräfte, auf diesem Boden gedeihen Hell- und Mondstüchtige, Epileptiker und von jenseitigen Geistern besessene Menschen üppiger als in irgendeinem anderen Landstrich des deutschen Sprachgebietes. Der 'wahrsagende' Schäfer ist hier eine ganz alltägliche Erscheinung ebenso wie das Kräuterweib, das eher geholt wird krankes Vieh durch 'Besprechen' zu heilen, als der Arzt".

Nicht nur die bäuerlich-ländliche Seite seiner Herkunft, auch das Bergwerksmilieu hat Zech gern mythisch verbrämt. Sein Großvater, der "olle Steiger-Karl", habe "immer verrückte Geschichten von den Geistern im Schacht" erzählt. "Das Grubengespenst und der Teufel in dem schwarzen Industrierevier zwischen Rhein und Ruhr gingen mir nicht mehr aus dem Blut. Ich kroch selber hinein, wo es von Rädern sauste, und schwitzte gebückt in der höllischen Nacht, tausend Meter unter den Wiesen, Dörfern und Städten." ("Selbstbildnis")

Obwohl sich Zech seit der Zeit des Ersten Weltkriegs oft als 'Doktor phil.' ausgab, ist es unwahrscheinlich, daß er für längere Zeit und mit erfolgreichem Abschluß studiert hat. Wenn überhaupt, könnte er 1900 einen Anlauf unternommen haben. An den von ihm gelegentlich als Studienorten genannten Universitäten Bonn, Zürich und Heidelberg ist weder eine Immatrikulation noch eine Promotion nachweisbar.²

Jedenfalls hat Zech nach dem Gymnasium und vielleicht einem kurzen Universitätsaufenthalt in den Jahren

² Das teilt Brigitte Pohl in ihrer Dissertation mit. Seltsam muß in diesem Zusammenhang eine Notiz in der von Hella Zech 1933 erstellten "Aufstellung" einiger Manuskripte ihres Schwiegervaters erscheinen. Auf S. 3 unter Nr. 5 heißt es dort: "Inauguraldissertation von Paul Zech in frz. Sprache unter dem Titel: 'Wege und Umwege der deutschen Schriftsprache' handschriftliches Manuskript. Dated: Fevr. 1902 Belgique/Braine de la Comite." Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach liegt eine deutschsprachige Arbeit dieses Titels.

zwischen 1902 und 1904 einen Wirklichkeitsbereich kennengelernt, der für sein dichterisches Werk prägend wurde: die Arbeitswelt des Bergbaus. In diesen zwei Jahren hat der knapp Zwanzigjährige als Bergmann gearbeitet. Es ist unklar, in welcher Funktion, ob, wie er meist behauptete, als Hauer oder als "technischer Beamter", wie er etwa am 8. 4. 1913 in einem Brief an Richard Dehmel schrieb. Den größten Teil dieser Zeit scheint er in nordfranzösischen Revieren verbracht zu haben. Außerdem arbeitete er auch in belgischen Kohlegruben und im Ruhrgebiet. Ungewiß ist, ob und wie stark Zech sich in dieser Zeit gewerkschaftlich und in der SPD politisch engagiert hat, auch wenn er später, 1922, an den Redakteur des "Vorwärts" schreiben wird, die SPD sei die Partei, "der ich seit fast 20 Jahren als Genosse angehöre, und [der ich] meine Zugehörigkeit gelohnt habe mit unentwegtem Eintreten für den sozialistischen Gedanken in fast allen meinen Schriften" (an John Schikowski, 6.12.1922). Eine Reise nach Paris als Gewerkschaftsfunktionär und ein Aufenthalt auf Helgoland, um politischer Verfolgung zu entgehen, sind politische Episoden aus dieser Zeit, von denen Zech später gelegentlich erzählt hat.

Bergbau — das war um 1910, als Zech den "Schwarzen Baal" schrieb, kein Thema wie jedes andere. Wer die Novellen heute liest und ihre soziale Wirkungsabsicht erfassen will, muß sich klarmachen, wie die Arbeit unter

Tage und die sozialen Verhältnisse der Bergarbeiter damals beschaffen waren. Bergbau, wie die Arbeitswelt überhaupt, war um 1910 für die Literatur eigentlich kein Thema (davon wird noch zu sprechen sein); aber in gesellschaftlicher Hinsicht war er keineswegs ein abseitiger, sondern ein aktueller und für das industrialisierte Deutschland wichtiger Bereich. Er bot Anlaß genug für zeitgemäßes literarisches Engagement — und als engagierter Schriftsteller hat sich Zech stets verstanden. Die wirtschaftliche Bedeutung der Kohle für die Industrialisierung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war enorm. Obwohl nach der Zahl der Beschäftigten keiner der großen Gewerbezweige, nahm der Kohlebergbau eine Schlüsselstellung bei der Deckung des stark ansteigenden Energiebedarfs ein. Die Arbeit im Bergbau selbst aber, obwohl so eng mit der Industrialisierung verknüpft, veränderte sich zunächst nur wenig. Zwar wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige neue Techniken und Geräte eingeführt. Doch beim eigentlichen Abbau unter Tage, der Hauerarbeit, wurde die menschliche und tierische Muskelkraft nicht durch Maschinenkraft ersetzt — das änderte sich grundlegend erst in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Zwar stieg die geförderte Menge an Steinkohle in Deutschland von 2 Millionen Tonnen im Jahr 1830 auf 190 Millionen Tonnen im Jahr 1913 an. Doch die Produktivität des einzelnen Hauers steigerte sich kaum. Seine Arbeit blieb (mit

Ausnahme des Sprengens) vom entscheidenden Merkmal der Industrialisierung, der Mechanisierung des Arbeitsplatzes, nahezu unberührt. Nach wie vor schlug er die Kohle mit der Keilhaue, mit Fäustel, Handbohrer und Schrämeisen aus dem Gestein und bearbeitete mit Axt, Handsäge und Hammer Hölzer zur Sicherung der Abbaustrecken. Noch 1914 kamen im Ruhrgebiet nur 2 Prozent der gewonnenen Kohle aus mechanisiertem Abbau, 1929 dann, nach der Einführung von Preßlufthacken, bereits 93 Prozent. Erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde der Bergmann vom Handwerker zum Industriearbeiter. Neben der menschlichen wurde bis zur Jahrhundertwende auch tierische Muskelkraft eingesetzt. Um 1900 gab es allein im Ruhrgebiet 9000 Grubenpferde, die unter grausamen Bedingungen ständig unter Tage gehalten wurden. In der Geschichte vom "Pferdejuppchen" sind sie beschrieben.

Während die Kohleproduktion sprunghaft stieg, verschlechterten sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Bergarbeiter drastisch. Vor der Industrialisierung hatten die in Knappschaften organisierten Bergarbeiter staatlicher Führung unterstanden. Arbeitszeiten und -löhne, Preise und Verteilung der Bergwerkserzeugnisse wurden vom staatlichen Bergamt festgelegt; unter der Bedingung strenger disziplinarischer Unterordnung war den Bergleuten Befreiung vom Militärdienst und soziale Fürsorge, wie befristete Lohnfortzahlung bei Krankheit oder

Invalidität, garantiert gewesen. Um 1860 wurde das (preussische) Bergbauwesen privatisiert. Die Bergbehörde war seitdem nur noch Aufsichts- und Beschwerdeinstanz, die Leitung der Bergwerke aber übernahmen Unternehmer. Der in Knappschaften eingebundene Bergmann, der etwa den sozialen Status eines Handwerksmeisters besessen hatte, wurde jetzt zum Proletarier, zum Lohnarbeiter mit freien Arbeitsverträgen. Ein allgemeiner Arbeitskräfteüberschuß, die hohe Fluktuation unter den Zechenarbeitern und die erfolgreiche Einschränkung staatlicher Kontrolle ermöglichte den Unternehmern lange Zeit hindurch, Proteste und Forderungen der Bergleute zu ignorieren. 1893 wurde von Unternehmenseite das 'Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat' gegründet, ein Kartell, das bis in die Jahre der Weimarer Republik hinein 97 Prozent der Kohleförderung im Ruhrgebiet kontrollierte. Quotenregelungen des Syndikats führten zu zahlreichen Stilllegungen kleinerer Zechen und damit zu häufigen Arbeitsplatzverlusten.

Der Lohn eines Kohlenhauers war im Vergleich zu anderen Industriearbeitern zwar hoch. Doch galt das nicht für die anderen Bergarbeiterberufe, für die Zimmer- und Reparaturhauer, Schlepper, Brenner, Pferdejugen, Berieselungsmeister, Wetterleute und Elektriker. Diese erhielten höchstens 80 Prozent des vollen Hauerlohnes. Und auch ein Hauer verdiente im Durchschnitt seiner Lebensarbeitszeit deutlich weniger, da er meist mit 40 Jahren

körperlich nicht mehr imstande war, weiter als Vollhauer zu arbeiten, ohne andererseits bereits Anspruch auf Rente zu haben, und so auf schlechter bezahlte Beschäftigungen ausweichen mußte. Die sozialen Spannungen wurden erhöht durch die große Wohnungsnot; obwohl die Wohnungen ohnehin überbelegt waren, nahmen viele Familien aus finanziellen Gründen noch alleinstehende Arbeiter als Kostgänger auf.

Die Arbeitsbedingungen unter Tage waren bis ins 20. Jahrhundert hinein von einer Härte, die man sich heute kaum mehr vorzustellen vermag. Technische Neuerungen führten zwar zu Produktivitätssteigerungen, hatten aber auch negative Folgen. Härtere Stähle etwa erleichterten seit der Jahrhundertwende das Bohren von Sprenglöchern und den Abbau; doch verschlimmerten sie zugleich, wegen des nun feineren Staubes, die Staublungegefahr. Die Berieselung des Gesteins mit Wasser wurde eingeführt, um Grubenexplosionen zu verhindern, die häufig durch Kohlenstaub entstanden; durch die ständige Berieselung jedoch stieg die Luftfeuchtigkeit, außerdem wurden die im Liegen arbeitenden Hauer nun durchnäßt.

Auch die hygienischen Verhältnisse waren schlecht. Bis 1900 gab es unter Tage keine festinstallierten Aborte, so daß sich Exkremente mit dem Wasser rasch verbreiten konnten und, durch die Hitze unter Tage begünstigt, leicht Infektionen verursachten. Die Reinigung nach der Arbeit fand in großen Bassins, für zwanzig Arbeiter

gleichzeitig und mit einer Wasserrfüllung pro Schicht, statt; erst nach der Jahrhundertwende wurden die Bassins durch Duschen ersetzt. Die Frischluftzufuhr an den Abbaustellen war trotz der um 1900 eingeführten elektrischen Ventilatoren so mangelhaft, daß ein Bergbauhandbuch noch 1904 empfahl, die Grubenpferde öfter an einen besser belüfteten Schacht zu bringen. Es wundert angesichts dieser Verhältnisse nicht, daß die Zahl der Unfälle und Krankheiten hoch war. Im Jahr 1911 waren 75 Prozent der unter Tage Beschäftigten im Ruhrgebiet länger als drei Tage krank — bei einer durchschnittlichen Krankheitsdauer von 24 Tagen. Der Schaden war dann nicht nur körperlich, sondern auch finanziell, denn das Krankengeld, auf das die erkrankten Arbeiter und ihre Familien angewiesen waren, betrug nur die Hälfte des normalen Verdienstes. Die ärztliche Versorgung durch die obligatorischen Knappschaftsärzte scheint zudem noch mangelhaft gewesen zu sein.

Gegen die vielen Mißstände setzten sich die Arbeiter allerdings auch zur Wehr. Es häuften sich Klagen über Schwarze Listen und willkürliche Disziplinarstrafen, über ungerechte Arbeitsordnungen und mangelnde Sozialleistungen, über Wohnungsnot, stagnierende Löhne (im Gegensatz zu florierenden Unternehmenserträgen), gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen, Überschichtenzwang und die Aushöhlung des für Bergarbeiter vorgeschriebenen Achtstundentages (durch die Nichtanrechnung der oft

stundenlangen Ein- und Ausfahrtszeiten). 1905 legte ein großer Streik die Arbeit im Ruhrgebiet monatelang still. Mehr als 200.000 Bergarbeiter, das waren 70 Prozent aller Beschäftigten, folgten dem Aufruf der Bergarbeiterverbände.

Zech hat diesen Streik wohl nicht mehr als Bergmann miterlebt; dennoch wird er beim Schreiben der Geschichten "Nervil Munta" und "Der Anarchist" an ihn ebenso gedacht haben wie an einen anderen, kleineren Streik, von dem er in der autobiographischen Aufzeichnung "Wuppertal" berichtet: "Das war um 1901. [...] Danach wurde bei Vorwerk sechs Wochen gestreikt. Der olle Gewehr führte an. Syndikalismus, von Holland herüber (o süßes Morgenrot) zeigte die ersten weißen Milchzähne. Ich schlich oft, über eine steile Hühnertrappe, in die Versammlungen. Zwanzig, dreißig Menschen. Prachtvolle Wildköpfe. Sowjetvorbereiter! Ich schrieb danach den Anarchisten (er steht jetzt in meinem Schwarzen Baal). Reinere Flamme, als aus diesem 'Fin' verschrieenen Räubernest, wo man Klaren vom ollen Knappertsbusch soff und an Molkenbuhr nörgelte, schlug selten an rotbeduschten Horizonten empor." (S. 126 f.)

Zechs Bergbaunovellen liegen persönliche Erfahrungen zugrunde, sie schildern die katastrophalen Zustände mit der Kenntnis und aus der teilnehmenden Sicht eines Betroffenen. Gleichwohl muß der ehemalige Gymnasiast und ambitionierte Dichter gewußt haben, daß er dem

Schicksal der Bergarbeiter jederzeit entkommen konnte. Er war nur vorübergehend einer von ihnen.

1904 ging für den inzwischen Dreiundzwanzigjährigen die aktive Zeit im Bergbau zu Ende, er heiratete Helene Simon in Elberfeld und blieb bis 1912 in dieser Stadt, die im Sonett "Fabrikstädte an der Wupper: Die andere Stadt" zu erkennen ist ("Die eiserne Brücke", S. 71):

Schwarze Stadt an schwarzem Gewässer steilaufgebaut –
grünbeladerte Fenster funkeln;
aus dem gespenstischen Schieferdachdunkeln
schnell Schornsteine von Dampf und Dunst umbraut.

Hellwild rattert und knattert die Pendelbahn,
über Brücken und hagre Alleen.

Fabrik dort unten, wo Spindeln sich kreischend drehen,
ist grau wie ein müder vermorschter Kahn.

1905 kam der Sohn Rudolf zur Welt, 1907 die Tochter Elisabeth. Ohne besonderen Erfolg und ohne Neigung arbeitete Zech, der sich vor allem als Dichter verstand, in verschiedenen Brotberufen als Packer, Konditor und freier Mitarbeiter (oder Feuilletonredakteur) an der "Barmer Allgemeinen Zeitung" und am Elberfelder "General-Anzeiger".

In der Elberfelder "Literarischen Gesellschaft" traf er mit anderen zusammen, die sich ebenfalls für die zeit-

genössische Literatur interessierten. Vor allem die modernen deutschen und französischen Lyriker Stefan George, Richard Dehmel, Rainer Maria Rilke, Paul Verlaine, Arthur Rimbaud und der Belgier Emile Verhaeren wurden dort mit Begeisterung gelesen. Von einem Mitglied des Kreises, Karl-Hanns Wegener, hat sich eine kurze Beschreibung Zechs erhalten: "Unter uns war ein kleiner, stiller, besinnlicher Mann von untersetztem Körperbau. Über seinen blinzeln Augen wölbte sich eine hohe Stirn [...] und stark hervortretende Backenknochen gaben dem ganzen Gesicht etwas Slawisches. Mißtrauisch zuckten die Augen von einem zum anderen [...]. Nur sein äußeres Leben blieb fast ein Geheimnis, von dem er selten den Schleier zog. Wenn er Mitgefühl und Verständnis witterte, wurde er mittelbarer."

Beharrlich versuchte Zech, sich in den für ihn quälend kleinbürgerlichen Elberfelder Jahren gegen alle Widrigkeiten als Dichter und Literat zu etablieren. Das zeugt von Willensstärke. In einem Brief schrieb er einmal: "Aber von dem mir gesteckten Ziel ließ ich mich nicht abbringen. Darin bin ich fürchterlichster Egoist. Ich werde eher zur Pistole greifen, als daß ich ein i-Zipfelchen von meiner Überzeugung preisgebe. Nicht das Weib, nicht Vater, noch Mutter, mir ist die Kunst das Höchste. Leider zeigte sich mein Talent zu spät. Ich würde vielleicht nicht in einem solchen Dilemma leben, wenn ich früher reif gewesen wäre." (An Emmy Schattke, 24. 5. 1910) Erste

kleine Erfolge stellten sich bald ein. 1907 soll er den dritten Preis in einem literarischen Wettbewerb der Köhner "Blumenspiele" gewonnen haben. In der Elberfelder Lokalzeitung, in Sammelbänden und literarischen Zeitschriften veröffentlichte er Feuilletonartikel über literarische Neuerscheinungen, eigene Gedichte und Übersetzungen französischer Lyriker. 1909 und 1910 erschienen die ersten beiden Einzelveröffentlichungen, schmale Gedichtbände mit den Titeln "Das schwarze Revier" und "Waldpastelle". Die Titel sind bezeichnend: Natur und industrielle Arbeitswelt bilden bis in die zwanziger Jahre hinein Zechs wichtigste Themen, wobei das Industriethema bald Übergewicht gewinnt. Auch die Geschichten des "Schwarzen Baal" gehören hierher. Konstant bleibt die unterschiedliche, ja komplementäre – und damit übrigens traditionelle – Bewertung beider Bereiche: Die Natur, vor allem der Wald, und das naturverbundene bäuerliche Leben erscheinen als der ersuchte, aber meist unerreichbare und von der Industrialisierung bedrohte Zufluchtsort vor einer durchweg als menschenfeindlich und übermächtig dargestellten modernen Arbeitswelt. So etwa in dem Sonett "Fabrikstädte an der Wupper: Die erste Stadt", wo diese Arbeitswelt wie in den Novellen des "Schwarzen Baal" mit dem Bild des beutegierigen Baal verknüpft wird ("Die eiserne Brücke", S. 70):

Was in den Straßen wie Pulsschlag zuckt,
ist kreisender Schwung von Flechtmaschinen;
beutegierig lauert der Baal hinter ihnen,
alle Wälder hat schon der Rachen verschluckt.

In Zechs Lyrik verbinden sich formale Bewußtheit und Sprachbeherrschung in der Nachfolge Georges und Rilkes mit prosaischen Themen, die bis dahin aus dem Kanon anspruchsvoller Lyrik ausgeschlossen waren. Eine ästhetisch bedeutende Literatur der Arbeitswelt hat es vor Zech in Deutschland kaum gegeben. Er gilt zu recht als einer der ersten Lyriker von Rang, der die moderne industrielle Arbeitswelt behandelte – eine poetische Materie, deren "Schwere und Abseitigkeit" Zech in einem Brief an Richard Dehmel selbst betonte (20. 2. 1913). Er war sich der literaturgeschichtlichen Bedeutung dieser Themenwahl wohl bewußt. In einer viele Jahre später im argentinischen Exil unter dem Pseudonym Manuel Sachs geschriebenen biographischen Notiz hob er an seinem Lyrikband "Das schwarze Revier" vor allem die Thematik hervor: "Es bedeutete in deutscher Sprache den ersten Versuch, Dinge des äusserst komplizierten und zweckhaften Lebens der Industriearbeiter für die lyrische Form einzufangen." ("Deutsche Dichter im Exil", S. 1) Schon 1913 hatte er unter dem Pseudonym Paul Robert eine (lobende) Rezension seines Gedichtbandes veröffentlicht. Auch hier betonte er, wie abseitig die industrielle Arbeitswelt als

literarisches Thema doch eigentlich sei, "diese Welt, die im Kunstleben wie ein grauenhaft schmutziger, ungefügter Felsblock allen Sprengversuchen trotzt". "Eine Welt ist's, die den Hunger von Millionen aufgerissenen Mäulern notgedrungen stopft und ihren verschwitzten Leib mit Goldplatten kühlt, die den Handelsmarkt aller fünf Erdteile gebieterisch beherrscht, knechtet, ängstet, Kriege diktiert und Milliardenheere ausrüstet mit den furchtbarsten Waffen der neohysterischen Zerfleischung." (S. 615)

Wenn nicht in der deutschen, so konnte Zech doch in der belgischen und französischen Literatur und Kunst Vorbilder für sein großes Thema finden. "Dem trägen krähwinkeligen Michel mußte erst jenseits der Vogesen ein Zola erstehen, ein Verhaeren, ein Meunier, ehe er sich darauf besann, daß die romantischen Wälder und lieblich geschminkten Auen abgewirtschaftet haben", schreibt er in der eben erwähnten Rezension zum "Schwarzen Revier" (S. 616). Zola, Verhaeren, Meunier — diese drei Namen stehen für Zechs eigenes thematisches Programm. Der bedeutende belgische Bildhauer und Maler Constantin Meunier (1831 — 1905) wurde vor allem durch seine naturalistischen Darstellungen aus dem Bergarbeitermilieu bekannt. Nicht zufällig erscheint sein Name auch in der ersten Auflage des "Schwarzen Baal", und zwar in der Novelle "Das Pferdejuppchen", wo es von Arbeitern im Waschraum heißt, sie stünden da "blank wie Bronzen von Meunier" (S. 33; die Stelle ist in der zweiten

Buchausgabe gestrichen). Von der Beziehung Zechs zum belgischen Lyriker Emile Verhaeren (1855 — 1916) wird noch zu sprechen sein.

Das direkte Vorbild für Zechs "Schwarzen Baal" aber ist der Roman "Germinal" des französischen Romanciers Emile Zola (1840 — 1902). "Germinal" (1885), eines der bedeutendsten Werke des Naturalismus, spielt im Bergarbeitermilieu Nordfrankreichs und erregte wegen der offenen Darstellung der trostlosen Arbeits- und Lebensumstände der Bergarbeiterfamilien außerordentliches Aufsehen. Ihm liegt Zolas Programm eines 'roman expérimental' zugrunde. Der Romanschriftsteller, so forderte Zola, müsse mit seinen Figuren verfahren wie in einem naturwissenschaftlichen Experiment, indem er einen bestimmten Ausgangszustand vorgibt und dann, sozusagen als neutraler Beobachter, Entwicklungen ablaufen läßt, die durch die individuellen Anlagen der Figuren und ihr Milieu streng determiniert sind. Soziale Probleme seien als Kollektivprobleme in ihrem gesellschaftlichen Kontext darzustellen. Wirkungsziel einer solchen Experimentalliteratur sei die Aufklärung eines breiten Publikums. Folgerichtig erschien "Germinal" auch zuerst als Fortsetzungsroman in einer Zeitung. Romanwelten dienten so als soziologische Laboratorien zum Studium gesellschaftlicher Prozesse. Im "Germinal" sind diese Prinzipien wirksam geworden. Aufgrund ausführlicher Quellenstudien, unter dem Eindruck von Bergwerksbesichtigungen und nach

zahlreichen Gesprächen vor Ort mit nordfranzösischen Bergarbeitern konnte Zola seinem Roman eine Prägnanz des Details und damit eine sozialpolitische Schlagkraft geben, die in der Literatur seiner Zeit beispiellos war.

Zech hat Zolas Werk gekannt und geschätzt. "Zolas Romane überragen alles, was deutsche Epik um diese Zeit zuwege brachte", schrieb er in einer unveröffentlichten, vor 1910 entstandenen Studie ("Wege und Umwege der deutschen Schriftsprache", S. 122). 1922 bot Zech dem Kurt Wolff Verlag an, im Rahmen einer geplanten Gesamtausgabe Zolas Bergarbeiterroman ins Deutsche zu übersetzen: "Würden Sie mir vielleicht den Germinal zur Übertragung anvertrauen; Sie wissen, daß ich [...] den Stoff des Germinal beherrsche (aus praktischer Erfahrung heraus!) wie kein anderer Autor in Deutschland, [...] daß ich genaue Lokalkennnisse besitze, denn zwischen 1905/6 [diese Zeitangabe ist wohl ein Versehen Zechs] habe ich in den Distrikten des Germinal gearbeitet und intensiv mit Land, Menschen und den Dingen [...] gelebt." (An Kurt Wolff, 23. 11. 1922) Kurt Wolff gab die Übersetzung übrigens dennoch nicht an Zech, sondern an Johannes Schlaf; sie erschien 1923.

Bis in einzelne Motive hinein ist der Einfluß des "Germinal" erkennbar. Das erbärmliche Leben von Juppchens Schimmel und seine Sehnsucht nach der freien Natur über Tage in "Das Pferdejuppchen" ist in Zolas Roman (Teil I, 5. Kapitel und VII, 5) vorgeprägt, ebenso findet

der Zweikampf der verschütteten Séverin und Jean in "Das Vorgesicht" seine Entsprechung im Zweikampf zwischen Étienne und Chaval (VII, 5), und in der Figur des "Anarchisten", in seiner Ideologie und in seinem Vernichtungswerk kehrt Zolas russischer Revolutionär Souvarine wieder.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Zech sich als Fortsetzer der von Zola geprägten Tradition engagierter Arbeiterliteratur verstanden hat. Indessen wäre es nicht richtig, in ihm nur einen nüchternen Dokumentator der Arbeitswelt zu sehen, der seiner Mitwelt in sozialkritischer Absicht nichts als einen realistischen Spiegel vorhalten möchte. (Auch Zolas "Germinal" wäre damit übrigens nicht hinreichend charakterisiert.) Zech ist kein direkter Vorläufer der Dortmunder Gruppe 61, kein früherer Max von der Grün oder Günter Wallraff, er gehört nicht zu den Autoren, die heute das Bild einer 'Literatur der Arbeitswelt' bestimmen. Ungeachtet des sozialen Engagements, das im "Schwarzen Baal" zum Ausdruck kommt, gehören die Novellen nur teilweise in die Tradition sozialkritischer Bergbauliteratur, die in Deutschland noch vor Zech mit heute vergessenen Romanen wie Ada Lindens "Die Grubenarbeiter: Sozialer Roman aus der Gegenwart" (1892) ansetzt und im 20. Jahrhundert etwa mit Otto Wohlgemuths "Schlagende Wetter" (1923), Hans Marchwitzas "Schlacht vor Kohle" (1931), Erik Regers "Union der festen Hand" (1931) und Max von der Grüns ersten

beiden Romanen "Männer in zweifacher Nacht" (1962) und "Irrlicht und Feuer" (1963) vielfältige Fortführungen erfuhr.

Man würde der Besonderheit des "Schwarzen Baal" und der thematisch verwandten Gedichtbände Zechs nicht gerecht, wenn man sie nur an den genannten Romanen maßte und Abweichungen von dieser Tradition als Mängel auffaßte. Sozialkritische Wirkungsabsicht und naturalistische Elemente sind bei Zech verbunden mit einer anderen, antirealistischen, die natürliche Wirklichkeit mythisch verwandelnden Tendenz. Zech selbst war sich dieser Tendenz bewußt. Sie kommt in der oben erwähnten, unter dem Pseudonym Paul Robert veröffentlichten Selbstrezension des Lyrikbandes "Das schwarze Revier" deutlich zum Ausdruck. Fabriksschlote sprössen in diesen Gedichten — so heißt es in der Rezension — "wie ein vorsintflutlicher Schachtelwald" an den Uferändern, das "verkrampte Erlebnis der Schwerindustrie" werde zum "Weltgedicht" "harmonisiert". "Ein Bergwerk mit seinen riesigen Fördertürmen und Pumptanlagen, Schächten und Kokereien, wirkt gegen den rauchgeschwängerten Himmel wie ein sakral erhobener Gebirgszug." (S. 616)

Zech verbindet in seiner Lyrik wie in den Novellen des "Schwarzen Baal" soziale Aspekte des Bergbaus mit mythischen Elementen, die der Thematik der modernen Arbeitswelt eine eigentümliche Färbung verleihen. Das hat Anteil am Reiz dieser Literatur. Zech konnte dabei

besondere Gegebenheiten seines Themas ausnutzen. Der Bergbau bezog Faszination und Bedeutung aus seiner zwiespältigen Stellung zwischen Industrieland einerseits und vormoderner Arbeitsform und mythisch-berggläubischen Traditionen andererseits. Er stand in enger Verbindung mit der modernen Industrialisierung als ihr entscheidender Energielieferant und mit seinen sozialen Erscheinungsformen als kapitalistisch organisierter Betrieb. In krassem historischem Gegensatz dazu war er andererseits geprägt durch wenig technisierte, sehr harte körperliche Arbeit und durch eine jahrhundertalte kulturelle Tradition, in der Mythisches und Abergläubisches lebendig geblieben waren.

Denn im Gegensatz zur vertrauten Umgebung über Tage ist das Berginnere in früheren, berggläubischeren Zeiten eine Wirklichkeit für sich gewesen, eine fremdartige und unheimliche Unterwelt, wo Bergeister, Kobolde, Schrate und Bergmännchen ihr Unwesen trieben, wo man Toten oder anderen der normalen Welt Entrückten begegnen konnte und wo mächtige Zwerge kostbare Schätze hüteten. Man kann sich auch heute noch vorstellen, wie in der stickig engen Finsternis plötzliche Geräusche im Gestein oder elektrische Entladungen der Luft übernatürliche Erklärungen herausfordern mußten. Abgeschieden von der menschlichen Oberwelt und dem Tageslicht, im nur kärglich von winzigen Öllampen erleuchteten Dunkel unter starker körperlicher Belastung arbeitend, wurde der

Bergmann leichtes Opfer abergläubischer Vorstellungen. Dämonische Mächte schienen strafend oder belohnend in seine Arbeit einzugreifen, ihn zu narren oder ihm unvermutet reiche Flöze zuzuführen. Das Pfeifen und Fluchen unter Tage war verboten, um den Jähzorn der Bergeister nicht herauszufordern. Zu jeder Schicht wurden vor dem Einfahren in eigens hergerichteten Kapellen Gebete gesprochen. Spuren all dessen finden sich in Zechs dichterischer Darstellung des Bergbaumilieus.

Zufrieden war Zech mit seinem Elberfelder Leben trotz der ersten literarischen Versuche nicht – wie man überhaupt aus den erhaltenen Dokumenten nicht nur der Elberfelder, sondern auch der späteren Berliner und der Exilzeit das Bild einer zeitlebens unglücklichen Person erhält. Zech hat seine Umwelt als bedrängend, oft als bedrohlich empfunden und sie gern beiseite geschoben. Hella Zech über ihren Schwiegervater: "[Er] hatte Erlebnisse und folgte plötzlichen Eingebungen von denen niemand, auch nicht seine nähere Umgebung je etwas erfuhr. Er hatte eine Art auszuweichen, wenn er nicht wollte, daß man nochmal fragt, daß man es unterließ um ihn nicht zu verknurren." (An Kurt Pinthus, 20. 3. 1964)

Die familiäre Situation war schwierig. "Seine Ehe war von Anfang an keine glückliche", berichtet der Sohn Rudolf Zech ("Einige notwendige Vorbemerkungen", S. 3). Etwa von 1906 an stand Paul Zech in freundschaft-

licher Beziehung zur Elberfelder Studienrätin Emmy Schattke. Anfangs charakterisierte er ihr Verhältnis zu einander noch als "Verkehr zwischen Künstler und Künstlerin" und verwahrte sich dagegen, daß "die Bananen immer ein erotisches Motiv wittern" (an Emmy Schattke, 24. 5. 1910); in den Jahren bis 1918 aber, vor allem nach dem Umzug nach Berlin und während des Krieges, wurde Emmy Schattke für Zech, bezeichnenderweise aus der sicheren Entfernung, zur Vertrauten und Geliebten. In den erhaltenen Briefen an sie häufen sich Klagen über den öden Alltag, über mangelnde Anerkennung, über Brotarbeiten, welche die literarische Produktion erdrücken – und, auffallend häufig, über körperliche und psychische Krisen: "Immer mehr und mehr fühle ich, daß mir mein Talent zum Fluch wird. Es kann niemand von mir verlangen, daß ich mit Personen, die meine Begabung mit Füßen treten, und noch mehr – freundschaftlich verbunden bin." (24. 5. 1910) "Ich bin in der letzten Zeit so heruntergekommen, daß ich für Freund und Feind nicht zu genießen bin." (4. 9. 1910) "Fürchtbares habe ich in den letzten Wochen erleben müssen. Manchmal war ich irre." (27. 10. 1910) "Ich bin so überhäuft mit geschäftlicher und privater Arbeit, daß ich bald verzweifeln. Schon zweimal hatte ich einen Schwächeanfall." (31. 11. 1910) "Ich bin seit Wochen so nervös überreizt, daß mir alles, was nach Tinte und Papier schmeckt, zuwider ist." (26. 11. 1911)

Auch das soziale Umfeld in Elberfeld wurde ihm zunehmend widerwärtiger. In einem Brief an Georg Heym vom 3. 11. 1911 heißt es: "Hier im Wuppertal wird für alles Mögliche Geld ausgegeben nur nicht für Gedichte. Ich wollte schon im vorigen Jahre eine rheinische Zeitschrift für Literatur herausgeben, konnte aber der Schabigkeit in Gelddingen wegen, nicht dazu kommen." Anderswo klagte er über das "Kleinbürgertum" der Elberfelder und über die "Verstümmung, die in Euren Wohnungen, in Euren Gehirnen lastet, wenn der Morgen aus dem schwarzen, pfaffendüsteren Bett der Wupper steigt und [ihr] in die Tretmühle strömt!" ("Wuppertal", S. 130)

Im Juni 1912 entschloß sich der immerhin schon Ein- unddreißigjährige zu einem Neuanfang und siedelte mit seiner Familie nach Berlin über. Dort blieb er bis 1933. Zum Umzug war er von der befreundeten, ebenfalls aus Elberfeld stammenden Else Lasker-Schüler ermuntert worden, die ihm nun über ihren Mann Herwarth Walden erste Kontakte mit dem Berliner Literaturbetrieb verschaffte. Zech arbeitete als Buchreferent für Tageszeitungen, schrieb für das "Berliner Tageblatt", den "Tag", die "Vossische Zeitung" und die "Tägliche Rundschau". Schnell kam er mit der expressionistischen Bewegung in Berlin in Berührung, veröffentlichte Gedichte und Prosa in den wichtigsten Zeitschriften und hatte freundschaftlichen Umgang mit Hans Ehrenbaum-Degele, Oskar Loerke, Alfred Mombert, Herwarth Walden, außerhalb Berlins

auch mit Richard Dehmel, Emile Verhaeren und Stefan Zweig. Wenn er sich in die literarische Szene auch rasch eingelebt zu haben scheint, so war doch seine ökonomische Situation als freier Schriftsteller prekär. Außerdem quälten ihn auch in dieser Zeit psychische Probleme. Das kommt in einigen Briefen zum Ausdruck, mit denen Zech sich bei der Deutschen Schillerstiftung um finanzielle Hilfe bewarb. Eine "böartige Krankheit" habe ihm zehn Wochen lang "jede geistige Arbeit unmöglich" gemacht, schrieb er am 14. 1. 1914. In einem Brief vom 23. 2. 1915 liest man, er habe angefangen, in einem Büro zu arbeiten, aber auch, daß er diese Tätigkeit "infolge meiner Nervosität [...] nach drei Wochen schon aufgeben mußte".

Die Phase der literarischen (wenn auch nicht ökonomischen) Etablierung wurde durch den Krieg unterbrochen. Zech arbeitete zunächst im Kriegsministerium als Übersetzer. Er teilte anfangs die allgemeine Kriegsbegeisterung und brachte sie in einigen 1914 und 1915 veröffentlichten, heroisierenden Gedichten zum Ausdruck. An Richard Dehmels Frau Ida schrieb er 1914, daß er, "obwohl seit Wochen schon Dienst auf dem Kriegsministerium tuend, immer noch hoffe, auch ins Feld zu rücken." (7. 10. 1914) In einen blinden Patriotismus verfiel er allerdings nicht. Der Nationalismus in der deutschen Presse sei unerträglich: "Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als den Strick knoten und einen passenden Baum suchen. Sagt

heute einer die Wahrheit — : ist er hysterischer Caféhaus-Literat. Na [?] — bei Philippi sehen wir uns wieder!“ (An Friedrich Markus Hübner, 30. 3. 1915) Dem Freund Stefan Zweig gegenüber beklagte er sich schon im Oktober 1914 über den „unselige[n] Chauvinismus der jetzt erschreckend einsetzt“ (12. 10. 1914).

Von März 1915 bis zum Kriegsende war Zech dann selbst im Feld und kämpfte als Landsturmann in Rußland und in Frankreich. Die besonders verheerenden Schlachten bei Verdun und an der Somme blieben ihm nicht erspart. 1916 wurde er bei einer Explosion verschüttet, erlitt eine Gasvergiftung und trug einen schweren, bleibenden Herzschaden davon. Durch den unmittelbaren Eindruck an der Front verstärkte sich seine kritische Haltung. Ein typischer Brief, geschrieben am 15. 5. 1915 an Emmy Schattke:

“Liebe Freundin,

herzlichen Dank für Ihren Brief vom 9. d. M. den ich soeben erhalten habe. Sie können sich kaum vorstellen wie wohl solche Worte von Herz zu Herz tun können in dieser schrecklichen Einöde. Ich liege hier in einem ärmlichen Dorf, 10 km von Czenstochau, und entbehre nicht nur aller menschlichen, sondern auch jede geistige Anregung. Der Schmutz, das Ungeziefer und die wahnsinnige Schufterei machen mich stupide, fast leblos und unsäglich gleichgültig. Nur manchmal, wenn ich in die Kirschblüte starre und in den Pausen des Kanonendonners die Lerche

höre, wache ich auf und erinnere mich an das bißchen Welt, das ich lieb hatte. Kriegsbegeisterung haben fast alle nicht die um mich sind. Apostel der Menschlichkeit zu sein, ist unser aller Wunsch. Gelegenheit dazu bietet nur die unsägliche Armut der Bevölkerung mit der wir das bißchen trocknen Brot teilen. Ich mag nicht gern von den Entbehrungen schreiben, die wir erdulden müssen. Wir sind verseucht, verlaust, haben seit Februar kein Bett gesehen. Fleisch, Butter und Zucker sind uns böhmische Dörfer. Die Hoffnung, daß die Schufterei bald ein Ende hat, hält uns aufrecht. Schreiben Sie bald wieder einmal. Mit herzlichem Gruß und treu die Hand

Ihr Paul Zech.”

Es fällt auf, daß Zech den trostlosen Bericht über den Kriegsaltag auszubalancieren versucht durch die humane Haltung, die er sich und den Kameraden als „Apostel der Menschlichkeit“ zuschreibt. Wie oft in seinen Briefen, stilisierte er sich hier für die Adressatin. Das zeigt der Vergleich mit einem sehr viel drastischeren Bericht, den er ein halbes Jahr später dem Freund Stefan Zweig gab:

“Denken Sie sich einen fensterlosen Raum 1 1/2 mtr. in der Erde und mit 150 Menschen belegt. Dieses Inferno des Stumpfsinns, futuristischen Lärms, negerhafter Schweißerei und ekelhafter Hysterie.

Ich weiß nicht, ob sie alle, die da stieren, lachen, pfeifen, gröhlen; johlen, weinen und sich aufreiben durch die